

Wo drückt der Schuh?

Das Deutschland des Jahres 2019 steht objektiv betrachtet glänzend da: Wir sind Exportweltmeister und haben annähernd Vollbeschäftigung und Preisstabilität, die individuelle Zufriedenheit der Bürger ist hoch, es herrscht Frieden und ein im Weltmaßstab fast unerreichter Wohlstand. Wir sind eine Demokratie und ein gut geführtes und organisiertes Land, eingebunden in europäische Strukturen. Es ist kein Zufall, dass so viele Migranten Deutschland als ihr Traumland angeben.

Und doch ist Deutschland ein verunsichertes Land. Denn ebenso wie an der Börse wird auch bei der Grundstimmung einer Nation nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft gehandelt. Und diese Zukunft besteht für viele vor allem aus bangen Fragen – zumal wir Deutschen eher zu bangem Pessimismus als zu zukunftsfromem Optimismus neigen. Die Vielfalt der Welt und die Offenheit der Zukunft empfinden viele als Bedrohung – und nicht mehr, wie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als Chance. Wird die Weltwirtschaft weiterhin so laufen, wie es unsere Exportwirtschaft braucht? Wie werden der Klimawandel und die Digitalisierung das Leben jedes Einzelnen verändern? Wird die Europäische Union zerbrechen? Wird der über 70 Jahre währende Frieden in Europa halten? Besteht unsere – teilweise offen verachtete – Demokratie die Herausforderungen der Zukunft? Werden wir die soziale Spaltung in Gewinner und Verlierer überwinden? Wie lange ist eine wachstumsorientierte, auf das Auspressen der natürlichen und menschlichen Ressourcen angewiesene Wirtschaftsordnung durchzuhalten? Drohen wir im Verwalten unseres Wohlstands und unseres Erbes zu erstarren? Und wie wird der demografische Wandel sich auf unsere Wirtschaft und unsere Sozialsysteme auswirken? Ist die Zukunft bei unseren Kindern in guten Händen?

Eine »kollektive Bequemlichkeitsverblödung« werde uns »früher oder später auf die Füße fallen«, hat der Politologe Thomas Kliche 2018 prophezeit. Er bezog sich darauf, dass »die Leute lieber dreimal im Jahr Urlaub machen oder Dschungelcamp schauen, als sich auch nur mit den einfachsten Grundlagen von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft zu beschäftigen.«¹

Auch wenn man diese drastische Wortwahl nicht teilt – über eines immerhin herrscht Einigkeit: Für unsere Zukunft brauchen wir junge Menschen, die viel wissen. Ein rohstoffarmes Hochlohnland

wie Deutschland muss auf Hochtechnologie und permanente Innovationen setzen, um seinen Rang nicht zu verlieren. Darauf konzentrieren sich die Anstrengungen, die unter dem Begriff »Bildungsrepublik Deutschland« zusammengefasst werden – in Universitäten und Hochschulen, in der Schule und mehr und mehr auch schon im Kindergarten.

Aber ist der Begriff »Bildungsrepublik« überhaupt angemessen? Bildung bedeutet ja viel mehr als das Anhäufen von Wissen – sie hat mit dem Herausbilden einer Persönlichkeit zu tun, die das erworbene Wissen eigenständig und klug anwenden kann. Bildung ist letztlich das Ergebnis von Erziehung und nicht von Paukerei. Leider wird die Erziehungsaufgabe seit einigen Jahrzehnten in unserer Gesellschaft herumgereicht wie eine heiße Kartoffel. Ursprünglich war sie Aufgabe der Eltern. Schon seit vielen Jahren jedoch sehen Lehrer sich damit konfrontiert, dass die Schule elementare Erziehungsaufgaben übernehmen muss, um die Schüler überhaupt erst unterrichtsfähig zu machen. Auch Schulen sind an dieser Aufgabe gescheitert, müssen aber des gesellschaftlich vorgegebenen Bildungsziels wegen dennoch »Zeugnisse der Hochschulreife« für recht unreife Jugendliche ausstellen. Die Erziehungsaufgabe ist also mittlerweile in die Unis weitergewandert – diese persönliche Erfahrung als Hochschulprofessor bildet einen Kern dieses Buchs.

Und da auch die Hochschulen unter dem Druck stehen, niemanden wegen fehlender sozialer Kompetenzen durchfallen zu lassen, stehen inzwischen die Betriebe vor der Aufgabe, mit Berufsanfängern fertigzuwerden, denen es teilweise an elementaren Fähigkeiten fehlt, wie man sie durch eine echte Erziehung erwirbt. Selbstbewusste und kreative junge Leute, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen und Führungspositionen auszufüllen, sind absolute Mangelware. Der Verantwortungs- und Führungsnachwuchs ist oft vollständig überfordert. Das wird noch verstärkt durch das dynamische Veränderungstempo der Wirtschaft, das mit Stichworten wie »Industrie 4.0« und »globale Konkurrenz« zu tun hat. Die Firmen müssen sich mit der ungewohnten Aufgabe befassen, ihre künftigen Führungskräfte erst einmal an die Hand zu nehmen und behutsam zur Selbstständigkeit des Denkens und Handelns zu führen.

Unsere junge Generation ist nicht geprägt von einem rebellischen Geist und von Lust auf Veränderung, sondern von Anpassung und Fatalismus. »Ist eben so«, heißt die schulterzuckende Reaktion auf betriebliche und gesellschaftliche Missstände. Wie der Soziologe Thomas Druyen 2018 gezeigt hat, gehören die Deutschen zu den Anpassungs- und Reaktionsweltmeistern: »Ganz offenbar gelingt es unserer Bevölkerung in weit überwiegendem Maße, mit leichten

und schwereren Herausforderungen im Moment ihres Eintretens zurechtzukommen, sich anzupassen, sie zu adaptieren und zu bewältigen.« Und er fügt fast schon sarkastisch hinzu: »Da müsste es doch auch möglich sein, nicht erst bis zur Bedrohung, Krise oder Katastrophe zu warten, sondern früher, präventiver und weitsichtiger tätig zu werden.«² Aber revolutionäre Innovationen liegen den Deutschen nicht so wie anderen Nationen.

Dass Deutschland nur als Wissensgesellschaft oder besser: als *echte* »Bildungsrepublik« eine Zukunft hat, wird hier nicht infrage gestellt. Aber dass das auf Druck basierende System, mit dem Schulen und Unis momentan Wissen vermitteln, uns wirklich hilft – das muss massiv bezweifelt werden. Die aktuellen Erfahrungen von Eltern, Lehrern und Dozenten, aber auch von Ärzten und Therapeuten sprechen jedenfalls ganz klar dagegen. Dafür gibt es zu wenig glückliche und zuversichtliche junge Menschen, die Lust auf Zukunft und Bock auf gesellschaftliches Engagement haben. Stattdessen sind viele politische und wirtschaftliche Bemühungen darauf ausgerichtet, die Menschen in den herrschenden Konformismus zu zwingen, um den Wohlstands- und Sozialstaat mit allen verfügbaren Mitteln aufrechtzuerhalten. Das Sicherheitsdenken vieler Menschen kommt diesen Bemühungen entgegen. Aber ist es wirklich wünschenswert, dass die Individualität der Menschen dem gesellschaftlichen Wert des »Funktionierens« untergeordnet wird? Statt individuelle Begabungen und Talente zu fördern und Persönlichkeiten zu bilden, werden in Schulen und Unis wirtschaftlich verwertbare »Kompetenzen« vermittelt. Jugendliche wachsen in einer Atmosphäre auf, die immer klarer zwischen Siegern und Verlierern unterscheidet und die ihnen suggeriert, dass es nur von einem selbst abhängt, zu welcher Gruppe man gehört. Dabei ist es unverändert vor allem die soziale Herkunft, die bei uns über Arm und Reich entscheidet.

Deutschland leidet stärker als die meisten anderen westlichen Länder unter »Abwärtsmobilität«: 18 Prozent der Deutschen über 26 Jahren hatten 2015 einen niedrigeren Bildungsabschluss als ihre Eltern. Und nur ein knappes Viertel überflügelte die Eltern in dieser Hinsicht – während diese Quote im OECD-Durchschnitt bei 41 Prozent und in Finnland sogar bei 55 Prozent lag.³ (Allerdings muss man diese Zahlen mit mehr Vorsicht interpretieren, als manche Medien es tun. Sie können ja auch bedeuten, dass es in Deutschland besonders viele Eltern mit hohen Bildungsabschlüssen gibt. Rein theoretisch gesprochen: In einer Gesellschaft, die nur aus Akademikern bestünde, läge die Quote der Kinder, die ihre Eltern »überholen«, logischerweise bei null Prozent – was dann aber kein Anlass zur Empörung sein sollte. Und tatsächlich ist der

Akademikeranteil unter den Eltern heute fast doppelt so hoch wie noch in den 1990er-Jahren. Wie Ergebnisse des Statistischen Bundesamtes zeigen, »... verfügten 29 % der 30- bis 34-Jährigen über einen Hochschulabschluss, während der Anteil unter den 60- bis 64-Jährigen bei 19 % lag.«⁴ Ein entsprechend größerer Anteil der Kinder kann also gar keinen höheren Abschluss erreichen als ihre Erzeuger. Trotz dieser mathematischen Denkfalle trifft es aber zu, dass die Chancen von Nicht-Akademiker-Kindern, ein Studium zu beginnen und abzuschließen, in Deutschland tatsächlich geringer sind als in vielen anderen Ländern. Die Ungleichverteilung der Bildungschancen je nach Einkommen der Eltern hat sich zudem wieder zementiert.

Auch der traditionelle Elternwunsch, den eigenen Kindern möge es einmal besser gehen als einem selbst, wird oft nicht mehr erfüllt. Den Kindern der Babyboomer, also den Enkeln der Wirtschaftswundergeneration, geht es oft schlechter als ihren Eltern. Der sozialdemokratisch geprägte Aufbruch der 1960er und -70er, der vielen Kindern aus einfachen Familien ein Studium und den sozialen Aufstieg ermöglichte, war nur eine Episode. Der soziale Fahrstuhl nach oben ist stillgelegt. So sehr sich Nicht-Akademiker auch abstrampeln: Es bleibt statistisch unwahrscheinlich, dass ihre Kinder einen akademischen Abschluss erlangen werden. In diesen Familien dürfte die Angst, auf der Verliererseite zu landen, besonders ausgeprägt sein. Das seit den 1990ern steigende Armutsrisiko, die stagnierende Lohnentwicklung in den unteren Einkommensgruppen und die Lebensbedingungen der Millionen von Hartz-IV-Empfängern lässt die Sorge, in einer rasant sich wandelnden Arbeitswelt den Anschluss zu verlieren, schnell in Panik umschlagen.

Eine Studie des Instituts für Makroökonomie und Konjunkturforschung (IMK) im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung von 2016 zeigt, dass die Einkommensungleichheit in Deutschland heute deutlich höher ist als noch vor 20 Jahren. Der Anteil der Mittelschicht an der Gesamtbevölkerung ist unter 60 Prozent gefallen. Es sind mehr Menschen in der Oberschicht angekommen, aber noch mehr in die Unterschicht abgerutscht. Die Einkommensschere öffnet sich also immer weiter. In der Eurozone ist Deutschland mittlerweile das Land mit der zweithöchsten Vermögensungleichheit, wie das gewerkschaftsnahe Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) 2016 mitteilte.

Junge Menschen wachsen mit dem Gefühl auf, dass ihnen die bürgerliche Mitte der Leistungsgesellschaft verschlossen bleiben könnte. Diese Angst vermittelt ihnen ihre Elterngeneration. Die hat besonderen seelischen Stress durch die Diskrepanz zwischen der

Realität und den (viel pessimistischeren) Erwartungen. Heinz Bude sprach bereits 2014 von einer »Gesellschaft der Angst«⁵ und konstatierte eine »Statuspanik« in der Mittelschicht: Demnach setzten die Menschen den Maßstab für das eigene Leben vor allem danach, was die anderen tun und haben. Die Angst, nicht mithalten zu können, äußere sich unter anderem in Neid – einer Eigenschaft, die in Deutschland verbreiteter ist als in vielen anderen Ländern. Viele Menschen sind vor allem mit ihrem sozialen Status beschäftigt und vernachlässigen deshalb ihre menschlichen, nicht ökonomischen Bedürfnisse – und die ihrer Kinder.

Stichwort Status: Wir haben eine Generation erzogen, die bis zur klinischen Diagnose des Narzissmus auf sich selbst fixiert ist. Ihr Leben kreist stark um den aktuellen Status auf ihren Profilen in den sozialen Netzwerken. Sie haben von ihrer Elterngeneration, den zwischen 1955 und 1969 geborenen Babyboomern, eine Ich-Bezogenheit geerbt und diese im Gleichschritt mit dem gesellschaftlichen Großtrend »Individualisierung« so verinnerlicht, dass sie narzisstisches Verhalten heute als normal empfinden und nicht mehr reflektieren. Die 25-jährige Sophie bringt es am Beispiel ihrer Eltern auf den Punkt:

»Meine Eltern haben es mir vorgemacht. Sie waren in ihrer beruflichen Entwicklung Ich-Verkäufer. Wir haben gelernt, dass das Sich-Verkaufen heute entscheidend für den schnellen Job ist. Schlau ist heute, wer sich schneller und besser verkauft als andere. Der bekommt mehr Gehalt, steigt in die nächste Position auf, bekommt einen Dienstwagen und ein iPhone. Die fachlichen und sozialen Fähigkeiten sind in den letzten Jahren doch in den Hintergrund gedrängt worden. Schlau ist nicht der Intelligenteste, sondern der Pfiffigste, der seine Bewerbungen als YouTube-Video verschickt.«

Die Elterngeneration der heutigen jungen Erwachsenen hat den Grundstein gelegt für den heute deutlich wahrnehmbaren Narzissmus in unserer Gesellschaft. Die um 1970 Geborenen grenzten sich deutlich von ihrer Vorgängergeneration ab. Sie wollten nicht leben wie ihre Eltern – und erst recht nicht auf die Straße gehen wie die 68er, um die Welt zu verbessern. Mit ihnen begann vielmehr die »Ich-Arbeit«. Spätestens mit den konsumorientierten 1980er-Jahren, der Wohlstandsidylle vor der Wiedervereinigung, rückte das Individuum immer stärker in den Vordergrund. Geradezu symbolisch für diesen Trend zum Ich stehen die Motivationsseminare von Jürgen Höller und die unzähligen ähnlichen, Ich-zentrierten Weiterbildungen, Seminare, Trainings, Coachings und Medien in den 1980ern und -90ern.